

Luxemburger Sitten und Gebräuche

oder Jugenderinnerungen, von Dr. Jules KEIFFER

XXIV.

Es ist ein gar eigentümlicher und recht drastischer Spruch, durch welchen der Landbewohner, mitten im Winter schon, unsere Hoffnung auf bessere Zeiten weckt. Am Feste der drei Könige, sagt er, wächst der Tag morgens und abends um einen Hahnenschrei. Diese halbe Minute wird daraufhin sehr rasch zunehmen, in dem Sinne aber, daß, während am Morgen das Tageslicht um Achte noch kaum zum Lesen reicht, man dieses des Abends schon bis gegen halb sieben Uhr tun kann. Um Lichtmeß herum mehren sich bereits die Anzeichen, die auf das allmähliche Herannahen der Frühlingszeit schließen lassen. Durch das ganze Dorf erschallt das Krähen des Hahnes, und das Gackern der Henne in der Scheune meldet, daß das Huhn ebenso gut wie die Hausfrau weiß, daß es schicklich ist, den ersten Fastnachtssonntag mit Waffeln und Eierkuchen zu feiern. Nach ein paar Wochen ist die Sonne imstande, an hellen Tagen den gefrorenen Schnee selbständig zu bewältigen, auch wenn die kalte Nacht ihr Werk unterbricht und erschwert. Hin und wieder, wenn das Wetter vorübergehend freundlich aufleuchtet, läßt der Buchfink jetzt sein kurzes Frühlingslied ertönen, und auch die Amsel intoniert, zaghaft noch und unvollständig, ihr frohes Aufjauchzen, das uns später so große Lust bereiten soll. Dann aber, sobald der Himmel sich wieder ungnädig zeigt, verstummen sie beide und hoffen weiter auf sonnige Tage. Es ist übrigens auffallend, und es würde ungläublich erscheinen, wenn nicht die Erfahrung es deutlich lehre, daß der Instinkt unsere Frühlingsvögel auch zu täuschen vermag. Wenn nämlich, gegen Ende Februar das schöne Wetter einige Zeit ununterbrochen anhält, ergeht es der Amsel wie dem Menschen, sie glaubt gar zu leicht, was ihr Vergnügen macht, und so geschah es beispielsweise im Jahre 1902, wo auf dieses trügerische milde Wetter eine Temperatur von 12 Grad Kälte und ein halbes Meter Schnee folgte, daß der Vogel* seine verschneite Brutstätte verlassen und später einen neuen Hausstand gründen mußte. Wir hoffen indes mit ihm, daß jedesmal das stürmische Gestöber des Monats März sich als die wirkliche Nachhut des abziehenden Winters bewähren wird. —

Wen hätte nicht vor einigen Monaten das plötzliche Auftauchen einer schlimmen Krankheit einigermaßen geängstigt? Das rasche Umsichgreifen des ersten Augenblickes erregte das beklemmende Vorgefühl, wie wenn schnell genug die menschliche Tatkraft sich einer unheimlichen, elementaren Gewalt gegenüber gestellt fände, die zu bezwingen es gerade so unmöglich wäre, wie daß der stärkste Willen dem daherbrausenden Dampfrose sich entgegenzustemmen vermöchte. Soweit kam es gottlob nicht, weil alle, die es anging, ihre ganze Energie einsetzen und den dünnen Wasserstrahl nicht zum Strom anwachsen ließen. Hoffnungsfroh lebt die Gegend wieder auf hinter dem, widerwillig jedoch, wie es schien, weichenden Schreckensgespenst. — Ungefähr zu derselben Zeit lastete ein anderes angstvolles Gefühl auf dem luxemburgischen Volke. Während jedermann mit Ungeduld den Einzug des neuen Herrschers in seine Stadt erwartete, verbreitete sich die düstere Kunde, es halte den Oberherrn eine garstige Krankheit in der Ferne gefangen. Die Hoffnung, die nie zum Wanken kam, ward belohnt: der Großherzog weilte inmitten der Seinigen.

Alle diese äußeren Erscheinungen und Ereignisse wirken erhebend auf den einzelnen Menschen und helfen ihm, seine eigenen Beschwerden desto leichter zu ertragen. Es ist erstaunlich, welche Verschiedenheit der Sensationen die Außen-

welt durch ihre Gestaltung und durch ihre Laute in der Brust des Menschen hervorzaubert, und in welchem Grade infolge dieser Einwirkung die innere Stimmung desselben verschiedenartige Formen annimmt. Quälende Gedanken, die uns des Nachts während der Ruhe überkommen, erscheinen uns als unüberwindliche Riesen, bis das Licht und die aufrechte Stellung sie zur Tageszeit meistens zu nichts zerrennen lassen; den größten Einfluß jedoch nicht bloß auf launige Menschen, denn die brauchen dazu nicht soviel, sondern auf die Aufgeräumtheit des Menschen überhaupt, den sonst nichts Schweres plagt, übt die Witterung und im allgemeinen die Natur aus. . . .

Es ist Abend, und es wird bald Nacht. Hoch oben auf dem Berge zieht ein Reisender die Landstraße her, die von Norden kommt, und strebt der Hauptstadt, der Heimat zu. Sowie sein Fuß den einsamen Totenacker streift, erstehen in seinem Busen die Gefühle, die dort schlummern, aber nie sterben. Er erinnert sich der Eltern, die er vor sechs Jahren in den Grund gebettet, die ihm in jeder schweren Stunde Trost und Stütze gewesen, die allein durch ihr trauliches, ach so lang schon entbehrtes Geplauder den Sohn instand setzten, auch von Zeiten zu reden, die er noch nicht selbst miterlebt hat, und es ergreift ihn der nagende Zweifel, ob er auch immer und überall nach höchstem Können ihnen vergolten, was sie an ihm verdient. . . . Glockenton erklingt auf einmal von nah und fern, und von der dreihundertjährigen Zinne befiehlt eine Stimme, mächtiger als die anderen, daß Ruhe jetzt werde dem traurigen Herzen und dem müden Körper, und der Wanderer, auffahrend aus seinem träumerischen Sinnen, gedenket derjenigen, denen er selbst Vater geworden und die seiner Heimkehr harren, indes er gemach hinaufsteigt bis an den äußersten Punkt des Berges. Da sieht, auf dem Hügel gerade gegenüber und tief unten an den Ufern des heimatlichen Baches erglimmen unzählige Lichter: ein Bild des umwölkten Himmelszettes, woran ein Stern, zu vergleichen der Hoffnung auf dem Lebensmeere, dem ausspähenden Schiffer die richtigen Bahnen zeigt und das vertrauensvolle Gefährt in den sicheren Hafen leitet.

Leichten Fußes schreitet der Wanderer talwärts.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischtes

«Windbeutelei». — In China gibt es in einigen Gegenden Gaukler, die den Schiffern den Wind zur Reise verkaufen. Gewöhnlich sitzen sie am Strande des Meeres und bieten den Seefahrern ihre Dienste an. Man findet fast immer zwei beisammen. Der eine sitzt mit einem Buche in der Hand, aus welchem er zuweilen her murmelt, zwischen zwei zusammengebundenen Schilfbüscheln; er trägt auf dem Kopfe eine flache oder platte Haube und über den Leib einen platten Rock mit unzähligen Falten. Der andere sitzt zwischen zwei Fischkörben und hat gleichfalls eine platte Haube auf dem Kopfe; sein Oberkörper ist meistens unbedeckt. Mit der rechten Hand hält er das vordere Ende eines Schlauches, der ihm über die Schultern herabhängt und mit Luft gefüllt ist. Diesem Schlauche läßt er je nach dem Gelde, das man ihm gibt, mehr oder weniger Luft entströmen. Dabei führt er in der linken Hand einen großen hölzernen Hammer, mit dem er wiederholt auf die Erde schlägt, damit der Geist der Winde hernieder kommen möge.